

Joachim Kahl

Vortrag Berlin 14.11.09

Abenteuer Alter

Seniorenethik – Seniorenspiritualität. Eine philosophische Betrachtung am Leitfaden der Idee der Lebenskunst

Mein Thema ist nicht der demographische Wandel. Ich erörtere nicht den Umbau der Alterspyramide zum Alterspizel. Den politischen Streit um Rentengarantie und Renteneintrittsalter lasse ich auf sich beruhen. Einen Beitrag zum Problem der Generationengerechtigkeit liefere ich ebenso wenig. Das sind alles unbestritten wichtige, hochrelevante Themen. Aber mir geht es jetzt vielmehr um das Alter als Abenteuer, wo Seniorenethik und Seniorenspiritualität ihren Ort haben. Aus dem menscheitsgeschichtlichen Wandel, der sich in den entwickelten Gesellschaften lautlos vor unseren Augen seit einigen Jahrzehnten vollzieht – dem starken Zugewinn an Lebenszeit von etwa zwei, drei Jahrzehnten für beide Geschlechter und quer durch alle sozialen Schichten – , aus diesem welthistorisch neuartigen Vorgang greife ich gleichsam die Innenseite heraus: ethische und spirituelle Fragen des Alterns und Sterbens, ohne freilich deren biologische und gesellschaftliche und biographische Bedingungen zu übersehen.

Mit dem emotional positiv getönten Titelbegriff des „Abenteuers“ grenze ich mich programmatisch ab gegen eine verbreitete Sicht des Alters, die dessen negativen Seiten überakzentuiert und es vornehmlich mit Krankheit und Kränkung, mit Niedergang und Schmach in Verbindung bringt. Es stimmt zwar, was ein deutsches Sprichwort sagt: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.“ Und gegen manche düsteren Seiten des Lebensabends, etwa Demenz, ist bisher kein Kraut gewachsen. Aber falsch wäre es, die Perspektiven des Alterns darauf zu fokussieren und die zivilisatorischen Errungenschaften der sozialstaatlichen Alterssicherung und die faszinierenden Erfolge von Medizin und Medizintechnik gering zu schätzen.

Eben deshalb verwende ich die Kategorie des Abenteuers, die damit zugleich aus ihrem philosophischen Abseits geholt wird. Das menschliche Dasein insgesamt lässt sich als ein Abenteuer verstehen, als ein Projekt mit Wagnischarakter. Rationales Planen und Handeln vermischen sich darin strukturell mit allen Arten von Zufälligkeiten und Widrigkeiten, die, philosophisch hochgestochen, in ihrer Gesamtheit auch als Kontingenzproblematik bezeichnet werden.

Abenteuer Alter heißt: Alter ist eine Herausforderung, gesellschaftlich wie individuell, eine Einheit von Chance und Risiko mit offenem Ausgang, der im Einzelfall nicht vorhersagbar ist. Es gibt keine Garantie des Gelingens einerseits, aber auch keine Zwangsläufigkeit in Richtung Absturz andererseits. Vielmehr lassen sich unbestreitbare Verluste und Einbußen kognitiver, motorischer, sensorischer Art auffangen, zwar nicht immer und nicht vollständig, aber oft und partiell. Diese Formen und Versuche der Kompensation und der Integration sind Inhalt und Aufgabe von Lebenskunst und Alltagsklugheit. Es gilt, leben zu lernen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen verschiedener Art. Nachlassende Schnelligkeit bei bestimmten Tätigkeiten und Reaktionsanforderungen lassen sich partiell ausgleichen durch größere Umsicht und Gründlichkeit. Nachlassendes Hörvermögen lässt sich partiell auffangen durch die immer kleiner und raffinierter werdenden Geräte der Hörakustik.

Allerdings sei vor jeder Beschönigung und Verniedlichung des Alterns gewarnt. Insgesamt geht es – weil biologisch in den Körperzellen determiniert – unaufhaltsam bergab, in der Regel schrittweise, oft auch überraschend plötzlich. Und am Ende steht immer und unausweichlich der Tod, das definitive Ende des individuellen Lebens. Hier, an diesem Punkt, gewinnt eine weltlich-humanistische Kultur des Alterns und Sterbens ihr unverwechselbares ideelles Profil. In ihrer Deutung der Sachverhalte hat der Tod tatsächlich das letzte Wort, und es erfolgt eine eindeutige Abgrenzung gegenüber jeder religiösen Pseudovergänglichkeit, die sich, wie auch immer vorgestellt, nach dem Tode in Ewigkeit bei Gott geborgen wähnt oder einen anderen Zustand jenseitiger Glückseligkeit erträumt

„Allein der Tod ist unsterblich“, so hat es der römische Dichter Lukrez im Sinne des Epikur formuliert: „mors immortalis“. Von daher lautet auch das Lernziel der Lebenskunst: sich mit der eigenen Sterblichkeit zu arrangieren und, versöhnt mit der eigenen Vergänglichkeit, sagen und denken und fühlen zu können: ich bin bereit zum Abschied, zum Abschied von allem für immer.

Ein Haupthindernis auf diesem Wege, in Würde zu altern und in Würde zu sterben, ist der Jugendwahn, der zwar heute nicht mehr ganz unangefochten die Szene beherrscht, aber doch noch vielfältig und undurchschaut die Gemüter verwirrt. Ein Beispiel: auf einer Geburtstagsfeier für einen rüstigen Siebzigjährigen wird in Reden und Glückwunschadressen gelobt, der Jubilar sei auch in seinem achten Lebensjahrzehnt noch „jung im Herzen“ geblieben. Gemeint ist offenkundig, er sei geistig noch frisch, beweglich, lernfähig, verständnisvoll, und dies wird fälschlich mit jugendlich assoziiert. Richtig ist aber: es altert nicht nur der Körper, es altert

auch das Herz, es altert auch der Kopf. Geist und Gefühl altern. Alles altert, wenn auch unterschiedlich und phasenverschoben, nichts bleibt stehen.

Gut und richtig lebt, wer auf dem Niveau seines objektiven, kalendarisch angezeigten Alters lebt und weder jünger noch älter sein möchte. Lebenskunst praktiziert, wer sich weder jünger noch älter macht, sondern sein tatsächlich erreichtes, unbeeinflussbar von den Eltern vorgegebenes Lebensalter bejaht. Alles andere ist illusionär und führt zu mannigfachen Stilbrüchen, die oft lächerlich, wenn nicht abstoßend wirken.

Das Ideal „ewiger Jugend“ ist trügerisch nicht nur, weil es ohnehin biologisch unfundiert ist, sondern weil es die anschließenden Lebensetappen sozial abwertet. Der Tag endet nicht schon am späten Vormittag. Es folgen noch der lange Nachmittag, der Abend und die Nacht, die alle je eigene Erfahrungen des Wachsens und Reifens, je eigene Möglichkeiten der Krisen- und Konfliktbewältigung sowie des Scheiterns in sich bergen. Zu einem runden, zu einem gelingenden Leben gehören sämtliche Etappen, die zu durchlaufen freilich nicht allein in unsere Hand gegeben ist. Eben dies ist Ausdruck existentieller Kontingenz.

Genau zu unterscheiden vom irreführenden Ideal ewiger Jugend ist der berechtigte Wunsch nach möglichst lebenslanger Schönheit. Hier gleich naserümpfend von Schönheitswahn und Schönheitsdiktat zu sprechen (die es natürlich gibt), greift zu kurz, zumal wenn Schönheit ganzheitlich auf Körper und Seele, auf innere und äußere Wohlgeformtheit bezogen wird. Entscheidend ist, eine altersspezifische Gestalt von Schönheit bei beiden Geschlechtern zu entwickeln. Gepflegtes Aussehen und innere Harmonie sind auch im dritten und vierten Lebensalter eine Wohltat. Sie stärken das Selbstwertgefühl und erfreuen die Umgebung.

Falten, Runzeln, Altersflecken und Warzen gehören schicksalhaft zum menschlichen Alterungsprozess dazu, der gerade an der Haut und auf der Haut sichtbar wird. Damit stilvoll, liebevoll, humorvoll und nicht zuletzt gesundheitsbewusst umzugehen, muss und kann im Laufe der Jahre gelernt werden. In der abendländischen Kunst ist dieser Sachkomplex wiederholt thematisiert worden. Kunsthistorisch wird er als Vanitas – Problematik abgehandelt, als Problem der Eitelkeit, Vergänglichkeit, Hinfälligkeit, Nichtigkeit. Am Beispiel eines späten Meisterwerkes des italienischen Renaissancemalers Tizian, „Toilette der Venus“ oder „Spiegel der Venus“ genannt, heute zu bestaunen in der National Gallery of Art in Washington, sei kurz das Wesentliche aufgezeigt. Zugleich sehen wir, welcher Trost und welche Lebenshilfe von großen Kunstwerken ausgehen können.



Auf den Punkt gebracht, lautet die Botschaft des Gemäldes: Auch Venus altert, selbst die Göttin der Liebe und der Schönheit ist dem Zahn der Zeit unterworfen. Schauen wir genau hin, ohne uns jetzt in eine Gesamtanalyse zu vertiefen. Die jugendlich üppige Frauengestalt bekommt von Amor einen Spiegel vorgehalten, einen Zauberspiegel, der einen Blick in die Zukunft gestattet. Er zeigt etwas noch Unsichtbares. Er zeigt, was Venus selbst im Augenblick noch verborgen ist, aber der Bildbetrachter bereits erkennen kann. Er zeigt eine gealterte Venus mit faltiger Haut am Oberarm und im Gesicht. Und wenn der Vorgang der Spiegelpräsentation gleich abgeschlossen sein wird, dann wird der zweite Putto Venus einen Kranz aufs Haupt gesetzt haben. Die Göttin wird bekränzt, das heißt belobigt sein, weil sie sich als Sterbliche erkannt und angenommen hat. Eine genial einfache Bildidee, meisterhaft umgesetzt, allen Männern und Frauen zur gelegentlichen Betrachtung empfohlen. „Auch das Schöne muss sterben!“ dichtet Friedrich Schiller in seinem Klagelied „Nänie“. Das Hässliche muss freilich ebenso sterben, dürfen wir mit Genugtuung hinzufügen.

Wie wir altern, wie wir unsere letzten Lebensjahrzehnte gestalten, ist im ganzen vorausgehenden Lebenslauf angelegt. Dies gilt für die materielle Altersvorsorge, dies gilt für die ideellen Ressourcen, denen allein ich hier die Aufmerksamkeit widme. Die möglichst frühe Ausbildung eines gesundheitsbewussten Lebensstils sowie ethischer und spiritueller Einsichten und Verhaltensweisen ist eine Hauptvoraussetzung für ein langes, möglichst gesundes und sinnerfülltes Leben. Ich greife drei Aspekte heraus, die mir besonders wichtig erscheinen. Sie beziehen sich auf die menschliche Grundbefindlichkeit, die *conditio humana*, die in allen Lebensaltern und Lebenslagen strukturell gleich ist. Insofern kann und muss jahrzehntelang trainiert werden, was sich im Alter in spezifischer Weise zuspitzt.

Als ersten Gesichtspunkt nenne ich unseren kreatürlichen Status als endlicher, hinfalliger Lebewesen. Ich bin ein Mensch unter Milliarden anderen Menschen neben mir, vor mir, nach mir. Sie alle haben ähnliche Gelüste und Ängste, Hoffnungen für das Leben und Illusionen über das Leben wie ich und erheben gleichwohl einen Individualitätsanspruch wie ich. Ich bin fehlbar, kränkbar, verwundbar, schmerzempfindlich, krankheitsanfällig in Bezug auf Körper und Geist. Meine Beziehungen zu anderen Menschen sind störanfällig. Ich muss begreifen lernen, dass das Leben keine unendliche Aufwärtsspirale ist, die den olympischen Idealen „höher, schneller, weiter“ genügt, sondern von Anfang an auf Altern und Sterben programmiert ist. Eben deshalb bin ich trostbedürftig und liebebedürftig. Ich freue mich an den Tröstungen und Beglückungen durch einzelne andere Menschen. An meiner eigenen Arbeit finde ich Halt.

In diesem so abgesteckten Horizont findet auch – als zweiter Gesichtspunkt – die individuelle Selbstbestimmung ihren Ort und wird auf ihr realistisches Maß gebracht. Die reife und reflektierte Gestalt von Selbstbestimmung ist sich ihrer natürlichen und historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bewusst, aus denen niemand heraus fallen kann. Selbstbestimmung ist keine Selbstschöpfung, sondern geht problemlos einher mit der Einsicht in ihre eigenen Grenzen. Niemand kann sich selbst das Leben geben. Niemand kann seinen Tod verhindern. Niemand kann selbst seinen Leichnam bestatten. Das heißt: alle erwünschte und erreichte Selbstbestimmung ist eingebettet in Fremdbestimmung und stets mit ihr durchmischt. Nur wer dies frühzeitig begriffen und auch gefühlsmäßig verarbeitet hat, wird das hohe Alter mit seinen spezifischen Formen von Abhängigkeit nicht als kränkenden Absturz erleben. Nur wer in frühen Jahren gelernt hat, Hilfe anzunehmen, Kooperation und Mitbestimmung zu praktizieren, zu delegieren, nicht alles selber packen zu wollen, der kann später

auch ohne Würdeverlust Pflege akzeptieren und Rollator sowie Rollstuhl als Wohltat empfinden.

Und doch gibt es hier Grenzen, die paradoxerweise aus dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung entspringen. Dies ist der dritte Aspekt. Ich meine die Freiheit zum Tode, wie man – sprachlich leicht heideggerisierend –, aber inhaltlich auf dem argumentativen Boden der Stoa sagen könnte. Das Recht zu leben ist keine Pflicht zu leben, geschweige denn ein Zwang zu leben. Wer nicht mehr leben will oder nicht mehr leben kann, dem sollte – im Rahmen einer sich herausbildenden weltlich-humanistischen Abschiedskultur – die Möglichkeit eingeräumt werden, mit einer sanften Methode schmerzfrei und sozial verträglich aus dem Leben zu scheiden. Wer das Steuerrad seines Lebensschiffes nicht mehr führen kann oder nicht mehr führen will, der soll – ohne einen moralischen Vorwurf oder gesellschaftliche Ächtung fürchten zu müssen – in Ehren *von* Bord gehen dürfen, was nicht heißt, *über* Bord zu gehen zu müssen.

Was für das Lebensende noch erkämpft werden muss, für den Lebensbeginn ist es seit langem fraglos anerkannt. Geburtshilfe ist eine etablierte medizinische Disziplin. Die professionelle Dienstleistung einer Geburtshelferin oder eines Geburtshelfers gilt als ehrbare Tätigkeit, die unstrittig ihren finanziellen Lohn verdient. Niemand käme auf den Gedanken zu behaupten, hier würden Geschäftemacher die Not von Gebärenden ausnutzen. Und selbst darin lässt sich noch eine Parallele aufzeigen, dass eine Entbindung nach Ort und Zeit geplant und bei Bedarf vorzeitig eingeleitet werden kann. Geburtshilfe, Lebenshilfe, Sterbehilfe – wir brauchen sie alle drei, jeweils zu ihrer Zeit. Denn alles hat seine Zeit. Zugegebenermaßen ein weites Feld, aber im Rahmen von philosophischen Überlegungen zum Abenteuer Alter ein unverzichtbares Thema.

Um im letzten Teil meiner Ausführungen zu zeigen, dass wesentliche Ideen einer weltlich-humanistischen Kultur des Alterns und Sterbens längst in den Herzkammern der klassischen deutschen Literatur und Philosophie angelegt sind, möchte ich jetzt einige Sätze aus der „Rede über das Alter“ von Jacob Grimm zitieren, des Älteren der Brüder Grimm, die hier in Berlin gestorben und bestattet sind. Er teilt darin die materialistisch-naturalistische Deutung der menschlichen Sterblichkeit, die auch in dem Märchen „Der Gevatter Tod“ in ihrer berühmten Sammlung unverblümt ausgesprochen wird.

Am Ende der Rede heißt es: *„Wir sind da angelangt, wo eingeräumt werden soll, was niemand leugnen mag. Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze, und wenn der Tod in allen Altern eintreten oder ausbleiben darf, im Greisenalter muss er eintreten und kann nicht länger ausbleiben. Wir wissen, dass der Tod in den ersten Jahren ihres Lebens eine Menge unschuldiger Kinder wegrafft, doch er schont ihrer oft, des Greises schont er zuletzt nicht mehr. Alles, was begonnen hat, muss auch aufhören, der Stab, den du oben fassst, unten geht er zu Ende. Die Natur, gütig und grausam zugleich, mit dem einen Auge scheint sie froh auf das neugeborenen Kind nieder zu schauen, mit dem andern unerbarmend auf die Leiche des alten Mannes. Jede Abweichung von ihrem festen Gang brächte ihr Störung, wider den Tod ist kein Kraut gewachsen. Was ist nun trauriger, eines Jünglings Tod oder des Greises? Jener ist nach Ciceros schönem Gleichnis, wie wenn man unreife Äpfel vom Baume abreißt, dieser wie wenn sie reif vom Zweig selbst herunterfallen. Des Jünglings Tod, wie wenn du Wasser auf eine Flamme gießest und sie gewaltsam auslöschest, des Greises, wie wenn ein Feuer in sich verglimmt. Dies Verglimmen stimmt mit dem der Abendröte am Himmel, die wir schon einige Mal zum Greisenalter hielten. Nach ihr folgt düstere Dämmerung und dann bricht die Nacht ein. (...) Goethe mit einem heiteren, aber tief sinnigen, Glück und Leben zusammenstellenden Euphemismus sagt:*

*Der Mensch erfährt, er sei nun, wer er mag,
ein letztes Glück und einen letzten Tag.“*

(Zitiert nach: Jacob Grimm, Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen. Dtv klassik, München, 1984, S. 233- 234, Orthographie und Zeichensetzung modernisiert)

Betrachten wir nun, gleichsam als krönender Abschluss meiner Überlegungen, ein Gedicht Gottfried Kellers, des Schweizer Dichters, der im Revolutionswinter 1848 / 49 in Heidelberg Ludwig Feuerbach hörte und sich dessen Philosophie zu eigen machte. Lesen und bedenken Sie mit mir Kellers schönstes und bekanntestes Gedicht, das „*Abendlied*“ (1879), die Frucht langjähriger theoretischer und ästhetischer Arbeit, eine Perle deutscher Dichtkunst, von Theodor Storm als „*reinstes Gold des Lyrik*“ gerühmt.

ABENDLIED

*Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!*

*Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh.
Legt sich auch in ihre finstre Truh.*

*Noch zwei Fünkchen sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.*

*Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!*

Das Gedicht ist ein makellooses Alterswerk, Kellers lyrisches Testament, das sein Lebensgefühl und seinen Weltentwurf am reifsten formuliert. In Form eines Selbstgesprächs des Dichters mit seinen Augen werden vier Motivkreise angesprochen: der Abend, die Augen, die Seele, die Welt. In produktiver Selbstreflexion sagt er Ja zum Leben und versöhnt sich mit seinem Tod. In einer nachdenklichen Abendstimmung reflektiert er über das Schicksal der Seele in der Welt. Das Gedicht erzählt, wie Augen und Seele zur Ruhe gelangen, und zwar zur ewigen Ruhe, auf die kein Aufstehen mehr folgt. Auf den „Abend“ folgt nur die Nacht, keine erneute Morgenröte: keine Auferstehung, kein ewiges Leben bei Gott. Die Härte dieses definitiven Abschieds wird gemildert durch Schönheit und Frieden des Abends.

Das Motiv der Augen hat ein besonderes Gewicht, denn sie sind das Organ der Verbindung zwischen Ich und Welt. Die Augen sind die Fenster der Seele, die das Bild der Welt ins Innere herein lassen, und zwischen Innenwelt und Außenwelt trennen. Sie vermitteln ein Weltbild der Schönheit. Die Augen sind Inbegriff des Lebens, sie vermitteln die Teilhabe an der Welt. Insofern ist das Verlöschen der Augen eine poetische Umschreibung des Sterbens. Auch wir kennen in manchen Todesanzeigen die schöne Formulierung, jemand habe seine Augen für immer geschlossen. An den Augen ist das eigentümlich schwebende Lebensgefühl festgemacht, das zwischen zwei polar entgegengesetzten Komponenten oszilliert. Einerseits heißt es: „*Trinkt, o Augen, was die Wimper hält*“, andererseits wird bereits in der ersten Strophe festgehalten: „*Einmal werdet ihr verdunkelt sein*“. Das heißt: höchste Lebensintensität und Abschiedlichkeit durchdringen sich.

Die erste Strophe ist durch ein Gefühl froher Dankbarkeit geprägt. Adressat dieser Dankbarkeit sind, gut sensualistisch, die Augen, nicht etwa Gott. Sie sind mit positiven Beiworten aufgeladen: die *lieben*

Fensterlein geben *holden Schein* und lassen *freundlich* Bild um Bild herein. Der Tod ist allerdings von Anbeginn präsent: *einmal werdet ihr verdunkelt sein*. Der Sterbevorgang ist im Gedicht an das Erlöschen der Augentätigkeit gebunden, nicht etwa an Herzstillstand oder Hirntod. Wie Fensterläden, genauer wie Rollläden fallen die Augenlider zu. Gedacht ist dabei an den natürlichen, gewaltfreien Tod, der eintritt, weil die Augen auf ihrer Wanderschaft durch die Welt genug gesehen haben. Sie sind lebensmüde, weil lebenssatt.

Entscheidend ist der erzmaterialistische Gesichtspunkt, dass mit dem Erlöschen der Augen auch die Seele erlischt. Im Sinne einer monistischen Philosophie der Leib-Seele-Einheit stirbt der ganze Mensch. Ein Fortleben der Seele ohne Körper wird ausdrücklich verneint. Auch die Seele streift ihre Wanderschuhe ab und legt sich in den finsternen Sarg. Dass die Seele ihre Wanderschuhe auszieht, ist zwar auch eine alpinistische, gut schweizerische Assoziation, aber vor allem ein Hinweis auf die Lebensreise, die Lebenswanderschaft, die nun endgültig an ihr Ende gelangt ist. Die „*Seele*“, das ist der innere geistige Kern des Menschen, der, versöhnt mit sich selbst, aktiv die Schuhe auszieht und sich willentlich und wissentlich zur letzten Ruhe bettet. Fern liegen die religiösen Vorstellungen einer Seelenreise im Sinne einer Wiederverkörperung oder eines Aufstiegs der Seele zum Himmel. Die Erdenreise bleibt Erdenreise, der Tod bleibt der Tod, der definitive Endpunkt der individuellen Existenz. Keine enge Pforte zu einem neuen Leben tut sich auf.

In der dritten Strophe wird das Wunschbild eines natürlichen Todes ohne Kampf, ohne Krampf als ein sanftes, schmerzfreies Verlöschen imaginiert. Der Tod kommt als Freund. Aus den offenen Fenstern zur Welt werden zwei *glimmende Fünkchen*, die *schwanken* und dann auch *vergehen*, wie wir es vom allmählichen Einschlafen her alle kennen.

Die letzte Strophe vollzieht eine Umkehr der Blick- und Gedankenrichtung: doch noch ist es ja – glücklicherweise – nicht so weit! Fast trotzig heißt es: Noch wandle ich unter den Lebenden. Ein abendliches, ein abschiedliches Lebensgefühl drückt sich aus. Das *sinkende Gestirn*, die untergehende Sonne, taucht die Welt in das Rotgold des Abendlichtes. Nach dem vorausseilenden Blick auf die unvermeidlich kommende Enge in der finsternen Truhe wirft der Dichter einen Blick auf die weite, freie Natur, die Himmel und Erde umfasst. Leben ist Leben auf der Erde im Licht der Sonne, die alles Leben erst ermöglicht.

In den letzten zwei Zeilen, die oft auch separat zitiert werden, wandelt sich das „*Abendlied*“ zum „*Trinklied*“, genauer: das „*Abendlied*“ erweist sich als *Trinklied*. Denn zum Abend gehört ein fröhlicher Umtrunk. Das Kellersche *Trinklied* ist freilich eins der besonderen Art. Denn es wird kein Wein getrunken, die Welt wird getrunken, und zwar mit den Augen. Ein dionysisch anmutendes, auf alle Fälle epikureisches Lebensgefühl spricht sich hier aus. Keller befolgt die Aufforderung des Horaz: *Carpe diem! Nutze, genieße den Tag! Denn, so ist gedanklich zu ergänzen: es könnte dein letzter sein.*

Was ist der „goldne Überfluss der Welt“? Gemeint ist nicht das glitzernde Warenangebot einer Konsumgesellschaft, die Keller noch gar nicht kennen konnte. Der „goldne Überfluss der Welt“ ist keine politisch-ökonomische Kategorie, sondern eine poetische Metapher für die Gratisgaben der Natur, Geschenke, an denen tatsächlich jeder teilhaben kann, wenn er sie denn wahrnimmt. An einem blühenden Magnolienbaum kann sich der Obdachlose ebenso erfreuen wie der finanziell abgesicherte Bürger. Der „goldne Überfluss der Welt“ – das ist die Fülle der guten Möglichkeiten, die der Welt prinzipiell innewohnen und die von einem einzelnen nicht auszuschöpfen sind, nicht einmal von der Menschheit als Ganzer. Gemeint sind die Schönheiten der Natur, die sich allen darbieten, in ihrer Vielfalt und Mannigfaltigkeit. Denken wir an die Erhabenheit des Sternenhimmels über uns oder an die Harmonie einer geglückten menschlichen Beziehung neben uns. Dass es auch bleierne Armseligkeit und lähmende Trostlosigkeit in der Welt gibt, leugnet Keller nicht, bleibt aber hier unerwähnt.

Im Verhältnis zur ersten Strophe erfahren die jeweils angesprochenen Augen in ihrer Funktion eine deutliche Steigerung. Anfangs lassen sie nur – gleichsam routinemäßig– „Bild um Bild“ herein. Im enthusiastischen Schlussappell dagegen („Trinkt, o Augen“) werden sie aufgefordert, aktiv sich die Welt anzueignen. Weltoffenheit ist das letzte Wort des Gedichtes: Offenheit für den Überfluss der Welt und die Fülle des Lebens

Drei abschließende und zusammenfassende Bemerkungen zum Gedicht:

1. Das Gedicht ist ein Beispiel für das Selbstgespräch, das zu einem reifen menschlichen Selbstverständnis gehört. Der Hauptinhalt dieser inneren Kommunikation besteht darin, sich mit der eigenen Endlichkeit auszusöhnen: den Tod als Freund anzunehmen zu lernen, ohne darüber die Lebensfreude zu verlieren.
2. Kellers Nähe zu Goethe und Theodor Storm und seine Differenz zur Romantik
Eine unmittelbar ins Auge springende Parallele liegt in Goethes „Lied des Türmers“ aus „Faust I“ vor. Dessen erste Strophe lautet:

*„Zum Sehen geboren,
zum Schauen bestellt,
dem Turme geschworen,
gefällt mir die Welt.“*

In Theodor Storms „Oktoberlied“ heißt es:

*„Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
schenk ein den Wein, den holden,
wir wollen uns den grauen Tag
vergolden, ja vergolden.“*

Bei Keller und Storm, die beide Feuerbachianer waren, bleibt es bei strikter Weltlichkeit. Die Welt ruht in sich und ist sich selbst genug. Anders dagegen bei den Dichtern und Malern der Romantik, die oft die Natur pantheistisch durchgeistigen. Der goldene Glanz der Abendsonne ist bei Caspar David Friedrich der Vorschein der Ewigkeit, und der Tod ist das Portal zum ewigen Leben. Bei Keller dagegen weist der „*goldne Überfluss der Welt*“ nicht über sich hinaus.

3. Schlussbemerkung

Kellers Gedicht „*Abendlied*“ ist ein herausragendes Beispiel für atheistische Spiritualität und widerlegt das Vorurteil, für Gefühlstiefe sei Religion notwendig. Der Atheismus bringt eine eigene Poesie und Spiritualität hervor. Ohne Eiferertum, ohne Bekehrungswut hat Keller ein Sprachgebilde von zugleich bezwingender und zwangloser Anmut hervorgebracht. Der Atheismus Feuerbachs ist die diskrete Hintergrundphilosophie des Gedichts, die niemanden vor den Kopf stößt und doch das Ganze trägt.